



Nr. 34.

Posen, den 26. August.

1894.

Jacob und Rachel.

Eine Liebesgeschichte in zwei Kapiteln von Philipp Wengert Hoff.
(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

So verging in Arbeit und Unruhe, aber auch in Glückseligkeit von Güter's und in herzlicher Zuneigung und Freundschaft von meiner Seite, das Vierteljahr, das für unsere Brautzeit bestimmt war, und dann wurde ich seine Frau. — Aber nicht aus dem Hause der Eltern ging ich in das des Gatten, hier bei der Großmutter, wo wir uns verlobt hatten, hier war auch unsere Hochzeit. — In der Kirche des Dorfes, in der mein Großvater so lange gewirkt, in der meine Eltern getraut, ich selbst getauft war, hier wollte ich so gern den Segen zu diesem Bunde empfangen, und meine Eltern gaben nach.

Zehn Jahre lang bin ich dann Güter's Weib gewesen, zehn Jahre lang habe ich jede Stunde seine nie verminderte Liebe und Sorge gespürt, und jede andere Frau an meiner Stelle hätte trotz der Schicksalschläge, die uns trafen, sich hochbeglückt gepriesen, denn Güter war in Wahrheit ein ausgezeichnet guter und edler Mensch. Aber so hoch ich ihn schätzte, so sehr ich ihn ehrte, so felsenfest ich ihm vertraute — ich liebte ihn nicht. — Dem Herzen läßt sich nicht gebieten! — Nur zu bald mußte ich mir dieses eingestehen und — o Elend — ich konnte es mir nicht verhehlen — mit seinem Chering an der Hand liebte ich einen Andern. —

Ich konnte Heinz nicht vergessen, — die Stelle, die er in meinem Herzen eingenommen, konnte nie und nimmer von einem Andern ausgefüllt werden. — Lange Zeit hatte ich nichts von ihm gehört; ich mochte nicht fragen, und wählte ihn als Therese's Bräutigam, vielleicht schon Gatten, glücklich. Da führte mich ein Zufall auf einem benachbarten Gute mit Therese's Eltern zusammen, und von diesen erfuhr ich, daß Therese seit Kurzem in Berlin mit einem Vetter verheirathet sei, dem sie sich schon vor Jahren heimlich anverlobt. Es war ein Studiengenosse von Heinz gewesen, als dieser sich in dem militärischen Institut befunden, und er war auch der Einzige, der immer von diesem Bündniß Kenntniß hatte. —

Ich brach durch diese Nachricht fast zusammen. — Der ganze stolze Bau, den ich im Geiste zusammengestellt, von den Hoffnungen, die Heinz in mir vernichtet, von den Kränkungen, die ich durch ihn erlitten, und auf welche ich als Schlüsselstein stets seine Untreue, seine Verlobung mit Therese gesetzt, lag in Trümmern. — So war ich also die Schuldige — so hatte ich also mit Untreue seine Liebe gelohnt! —

Ich habe mich meine Pflichten zu erfüllen bestrebt, — ich habe mich bemüht, meines guten Mannes Wünsche immer zu meinen eigenen zu machen, aber glücklich — wie man allgemein mich glaubte — glücklich bin ich keine Stunde gewesen. — Mein heißestes Verlangen war nur darauf gerichtet, ihm dieses zu ver-

bergen, denn er war glücklich. Er liebte mich und besah mich und hoffte immer, die Zukunft sollte uns noch mehr geben. — Ich hoffte nichts mehr, denn das Unglück, das uns traf, empfand ich stets als eine verdiente Strafe des Himmels für mein sich immer erneuendes Unrecht. Und dieses konnte ich nicht ändern, ich konnte mir das Herz nicht aus der Brust reißen, das ganz von Liebe für Heinz erfüllt war.

Drei Kinder schenkte mir Gott und alle sah ich wieder von uns gehen. Immer nur eine kurze Zeit durfte ich sie in meiner Armen, an meinem Herzen halten, dann entriß der unerbittliche Tod sie mir. Es ruhte kein Segen auf dieser Ehe, die durch Untreue geschlossen worden. —

Dann kam der furchtbare Tag, da man den blühenden Mann, von einem stürzenden Baum erschlagen, sterbend mir in's Haus brachte. — Laß mich davon schweigen. — Er kam noch einmal zum Bewußtsein, ehe er hinüberging.

„Werde noch einmal glücklich hier auf Erden, so glücklich als Du mich gemacht hast, mein heißgeliebtes Weib,“ — das waren seine Abschiedsworte.

Glücklich, ich — ach Gott, von solchen Erwartungen, solchem Verlangen hatte ich lange Abschied genommen. Ich war so müde, so lebensmüde, ich fühlte mich so alt — meine Wünsche waren auf nichts mehr gerichtet als auf Ruhe. — Und diesem Verlangen folgte ich auch, indem ich mir im Dorfe mein Wittwenheim gründete. —

Meine Eltern waren nicht einverstanden damit; während der ganzen Dauer meiner Ehe war ich nicht bei ihnen gewesen, hatte ich nur für meinen Pflichtenkreis gelebt, aber nun gehörte ich Niemandem so nahe an als ihnen, nun sollte ich auch heimkehren in's Vaterhaus. — Ich blieb aber vorerst bei meinem Entschluß, und die absolute Stille und Einsamkeit ließ Herz und Geist gesunden.

Ein Jahr war nach Güter's Tode verstrichen, der Frühling zog wieder in's Land und pflanzte neuen Lebensmuth und neue Hoffnung in jedes Herz, da zog es mich gewaltsam zu den Meinen. — Ich wollte die Theuern wiederssehen und wollte ihnen versprechen, künftig bei ihnen zu leben. — Heiß klopfte mein Herz in dem Gedanken, und schnell war er ausgeführt und ich auf der Reise zu ihnen.

Aber Niemand begrüßte mich dort, das Haus war leer, nach alter Gewohnheit waren sie Alle im Garten, und so entschloß ich mich ihnen nachzugehen. — Das Gäßchen, das noch immer die Verbindung bildete, war ganz unverändert. Die kleinen, niedrigen Häuser und Ställe standen ebenso da, wie vor fast zwölf Jahren, aber dem Kastanien-Gehölz, durch welches ich

hen mußte, sah man die Länge der Zeit wohl an. Aus den innen Baumstämmchen waren stattliche Bäume geworden, die ihre Laubkronen hoch erhoben und so dichten Schatten um sich verbreiteten, als wäre man im dichtesten Wald. — Ich stand still, übermächtig schlug die Erinnerung ihren Faltenmantel um mich. — Hier war's — und hier — und dort — so tönte es durch meine Seele. — Hier hatte Er, dem allein immer und alle Zeit mein Herz gehörte, mir das erste Mal von seiner Liebe gesprochen, — dort unter jener Tanne war's, wo wir einander ewige Treue gelobt! —

Da stören aus meinen Träumen mich sporenklingende Schritte auf; in der Absicht mich zu verbergen, wende ich mich einem Seitenweg zu, da tritt aus demselben ein großer, breitschulteriger, härtiger Mann, in der, ach! so wohlbekannt Uniform hervor. Er geht an mir dicht vorüber, und wie er fast vorbei ist, streift er mich ein flüchtiger Blick — er stutzt — er steht still — ein Blitz des Erkennens fliegt über sein Gesicht und mit einem:

„Helene — Du bist's!“ reicht er mir beide Hände hin. —

Nicht eine Miene des Zornes habe ich gesehen, nicht ein Wort des Vorwurfs gehört; — wie ich ihn vor langer Zeit verlassen, unerschütterlich wahr und treu, edel und zart in der Bestimmung, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, so fand ich ihn wieder.

Es vergingen Stunden, ehe wir uns trennten. Ueber einen langen Zeitraum mußte das Wort die Brücke schlagen und Alles mußte erst von dem Herzen herunter, dann — wenn er mich reigeprochen, wenn er meine Buße für ausreichend erkannt, dann wollte ich ruhig sein für immer. — Ach, wie war Alles so leicht und klar in seiner Nähe, wie versank die ganze Welt vor meinen Blicken und nur Er blieb übrig, Er, der für mich die ganze Welt war! —

Und der Himmel war mir gnädig, er senkte seine ganze Seligkeit, seine ganze Glückesfülle über mich, da ich an meinem zweiunddreißigsten Geburtstage, gerade vierzehn Jahre nach jenem ersten Verlobungstage, meines theuern Heinz beneidenswerthes Weib wurde. —

„Sabod und Rahel!“ sagte bei dem Hochzeitsmahl ein alter Freund unseres Hauses und hob sein Glas, zu uns herüberwinkend.

„Zweimal sieben Jahre gedient in Treue, und dann mein Glück errungen.“ sagte Heinz und schloß mich fest in seine Arme.

„Und es war doch nur von so kurzer Dauer, — arme Großmutter!“

„Das Glück mißt man nicht nach Ellen und nicht nach Scheffel. — Waren es auch nur wenige Jahre des Zusammenlebens, die Gott uns schenkte — ich habe mein vollgerühtes Maß an Glück erhalten. — Ein Augenblick des Glückes löscht Jahre des Kammers aus, und die Erinnerung an gewonnenes Glück erhellt die dunkelste Gegenwart. — Und ich bin glücklich gewesen, o wie sehr! — Mein Heinz, mein Geliebter, Alles hast Du mir gegeben: Das selige Liebesglück, das süßere Eheglück und o! die Krone von Allem, das heilige Mutterglück!

Muß ich auch lange Jahre warten bis zu unserer ewigen Wiedervereinigung — in dieser Stunde hat es sich mir offenbart, warum der Wille des Höchsten es so über mich verhängte: — Meines geliebten Heinz Enkelkind soll nicht den Dornenpfad gehen wie wir, bis sie ihr Glück erringt. — Die welken Hände der alten Großmutter werden Dir und Deinem Geliebten den Weg ebnen! —

Und nun gehe, mein Liebling, gehe, es ist spät geworden — und morgen schickst Du mir den Vater.“

Die Kränzchenchwester des Referendars.

Humoreske von Gustav Müller-Mann.

(Nachdruck verboten.)

Ein unheimlich heißer Tag lag hinter uns, der Abend fand die Honoratioren des kleinen Schwarzwaldnestes beisammen in der traulich kühlen Jasminlaube, den Doktor, Apotheker, Pfarrer, Oberförster, Buchhändler und noch den Assessor Winter nebst seiner anmuthigen jungen Frau, der alle Jahre mit den Kindern seinen Sommerurlaub bei uns zu verbringen pflegte. Die eben untergehende Sonne vergoldete mit ihren letzten Strahlen den schmucken Kirchthurm, um den die Schwalben um die Wette zogen, frohe Vögel heimkehrender Schnitter und Schnitterinnen klangen zu uns herüber, ein wirziger Heubüsch vermischt mit dem starken Geruch des Jasmins erfüllte die Luft. Eben erschien das braune „Marieluise“ mit einer erneuten Auflage einer weit über die Grenzen unseres Städtchens berühmten Waldmeisterbowle, welche der Apotheker uns gespendet hatte und an die wir uns nun wacker zehend hielten. Wir waren in bester Stimmung, die Neuigkeiten aus der Residenz wurden besprochen, und pro und contra erwogen, mehr oder weniger verklärte Großstädter waren im Laufe des Tages angekommen, das Barometer war gefallen, die Seefschlange und die Cholera sollten in Sicht sein.

Gerade war ich im Begriff, meiner Nachbarin, der Frau Assessor, zuzutrinken, als sie sich mit ihren beiden Jüngens erhob und sich ansahnte, die braungebrannten Bengels zu Bett zu bringen. Sie mußten reihherum „Gute Nacht“ sagen und verschwanden dann bald, mehr oder weniger abgeküßt, in dem kleinen weinunranken Jagdhäuschen, während die Frau Assessor, ihrem zurückbleibenden Manne einige ungarische Worte zuwerfend, ihnen folgte.

Ich hatte schon mehrmals bemerkt, daß die Beiden, so oft sie unter sich waren, häufig ungarisch mit einander sprachen. Da ich selbst in Ungarn war und mich für Land und Leute gewaltig interessire, so wandte ich mich jetzt an mein Gegenüber:

„Verzeihung, Herr Assessor, Sie waren lange Zeit in Ungarn, sonst würden Sie schwerlich die Sprache so beherrschen können.“

„Im Ganzen acht Tage,“ entgegnete er lächelnd.

„Acht Tage? Und da haben Sie Ungarisch gelernt?“ wagte ich zu zweifeln.

„Noch mehr, in diesen acht Tagen lernte ich Ungarisch aus dem Fundament und verlobte mich mit meiner jetzigen Frau; die Herren sehen wohl selbst, daß ich diese Wahl nicht zu bereuen brauche.“

Die ganze Runde blickte nun fragend auf unseren Assessor und dieser, der uns die Neugierde vom Gesicht ablesen mußte, begann also:

„Wir sind uns ja hier Alle längst keine Fremden mehr, sondern im Laufe der Jahre eng befreundet geworden und da will ich denn mal eine Ausnahme machen und Ihnen berichten, wie ich zu meiner Frau kam. Machen Sie sich darauf gefaßt, daß die Geschichte originell ist und daß wohl nie eine Verlobung unter Verhältnissen wie bei uns Beiden zu Stande gekommen ist. Meine Frau hat mir allerdings verboten, darüber zu reden — sie schämt sich ein wenig — ich bitte Sie daher, meine Herren, aufzupassen, damit ich von ihr nicht überrascht werde.“

„Als junger Dachs, kurz vor dem Referendar, fand ich mal bei einer meiner Cousinen eine für junge Mädchen bestimmte Zeitschrift, deren Titel mir momentan entfallen ist. Unten im Briefkasten fiel mir ein Inserat auf, welches ungefähr so lautete:

„Zwei junge Damen in Ungarn, 16 und 17 Jahre alt, in einem einsamen Schloß, suchen behufs schriftlichen Verkehrs die Bekanntschaft zweier

norddeutscher Kränzchenchwester in ungefähr gleichem Alter zu machen. Briefe unter „Jda“ und „Frieda“ erbeten.“

Das Inserat interessirte mich und ich notirte es mir flugs. Abends daheim nahm ich dann meine spitze Feder und schrieb an die angegebene Adresse einige Zeilen in der kitzelnden Schrift, mit der die meisten kleinen Mädchen zu schreiben pflegen, Zeilen, welche mir schwer genug fielen, in denen ich mich als 17jährige Kränzchenchwester „Edelweiß“ zum Briefwechsel erbot. Meinen Namen Gustav Winter änderte ich in Gertrud Winter um, damit die Initialen wenigstens paßten. Nach einer Woche erhielt ich die erfreuliche Nachricht, daß ich Gnade gefunden hätte und daß die jüngste der Beiden, die Frieda, mit Freuden bereit wäre, mit mir in Korrespondenz zu treten. Sie hatte eine hübsche Handschrift, vor Allem gefiel mir der elegante Briefbogen mit dem leisen Resedageruch. Elegantes Briefpapier ist überhaupt meine Schwäche von jeher gewesen und Frieda leistete darin im Laufe der Jahre, in denen wir uns schrieben, an Mannigfaltigkeit und Geschmack das Erdenküchle. Da lagen sie nachher in meinem Kasten, chronologisch geordnet in braun und rosa mit kunstvoll mit der Hand gezeichneten Vignetten und Amoretten; Blumen, Alpenweilchen, vierblättrigen Kleeblättern, alle mit dem gleichen wohlthuenden Resedaparfum.

Also die Schreiberei ging los, ganze Berge von Briefen geben von unserem Fleiß bereites Zeugniß.

Zunächst verkehrten wir mit dem steifen „Sie“ und erst, nachdem ich (Pseudo-Gertrud) meine Kränzchenchwester Frieda darum gebeten hatte, ward per Distance Brüderschaft getrunken. Dann wurden die Photographien ausgetauscht, was mich nicht wenig in Verlegenheit brachte, da ich ja nicht wußte, was für ein Bild ich als Kränzchenchwester nach Ungarn senden sollte. Schließlich nahm ich meiner eigenen Schwester eins der ibrigen fort, schrieb auf die Rückseite: „Gertrud, ihrer liebsten Freundin Frieda zum ewigen Andenken“ und sandte es ab. Frieda schrieb, das Bild, — also ich — hätte ihr sehr gefallen und seinen Platz auf dem Klavier erhalten, von wo es jeden Morgen heruntergrüßte. Darob triegte ich eigentlich Gewissensbisse, aber es half nichts, der Anfang war einmal gemacht, ich mußte weiter lügen. Zwischen war das Weihnachtsfest herangekommen und wir beschloßen, die ersten Weihnachtsgänge auszutauschen. Ich, die Gertrud, wählte in Rücksicht auf die öfteren Tintenflecke in Frieda's Briefen einen Tintenwischer als Präsent, den ich als selbstgefertigt ausgab und außerdem noch ein illustriertes Prachtwerk: „Aennchen von Tharau“. Frieda sandte mir einen Taschentuchbehälter, außen von rothem Plüsch, innen mit gelber Seide gefüttert, mit dem Monogramm G W versehen. Dieser Taschentuchbehälter war wiederum durchtränkt von dem Resedageruch, der sich nun auch auf meine darin aufbewahrten Taschentücher übertrug, so daß ich beim jedesmaligen Nasenputzen dabei meiner Kränzchenchwester im fernen Ungarnland liebevoll gedenken mußte. Bald darauf hatte Frieda Geburtstag, bei dieser Gelegenheit ließ ich mir einen duftig gehäkelten Schulterfragen besorgen, den ich natürlich auch wieder selbst angefertigt hatte, und dessen einzig schönes Muster meine Erfindung war. Frieda erfreute mich dagegen zu meinem Namenstage durch ein allerliebstes „Schmuckkästchen“, einer ursprünglichen Zigarrentische, das innen ganz mit rother Seide ausgepolstert, während es äußerlich mit Baumrinde, Moos, Käfern, Muscheln und Tannenzapfen verziert war. Obgleich für Schmucksachen und allerlei

Kostbares Geschmeide bestimmt, das ich aber als Herr nicht aufzuweisen hatte, legte ich meine Zigarren hinein und gebrauchte es so täglich. Bei späteren Festen trafen aus Ungarn Bilder und ein Toilettenspiegel für mein liebes Gesichtchen ein, die ich mit Handarbeitstäfchen, Büchern und kleineren Handarbeiten beantwortete.

Und was wir uns in den vielen Briefen gegenseitig schrieben? — Da muß ich nun zunächst voraussenden, daß dieser Briefwechsel meinerseits in der größten Decenz vor sich ging, wie ich es ja einem so vornehmen jungen Mädchen in erster Hinsicht schuldig war. Frieda plauderte über ihre Erlebnisse auf Vällen, in Theatern und im engeren Familienkreise, erzählte mir wohl auch von diesem oder jenem Verehrer, der allerdings niemals nennenswerthen Eindruck auf ihr Herz hinterlassen hätte, berichtete mir z. B. getreulich, daß die Kage Junge gegriert hätte, deren schönstes mir zu Ehren mit meinem Kränzchenamen „Gelweiß“ belegt worden wäre. Zum Schluß führte sie als toller Kobold dann wohl der Kage zur Unterschrift die Hand, jedes Schreiben aber endete regelmäßig mit mehreren Tausend Küßen. Aus allen ihren Briefen ging hervor, daß sie eine vorzügliche Hausfrau abgeben müsse, denn sie war immer viel lieber daheim in ihren vier Pfählen als in großer Gesellschaft und das gefiel mir an ihr. Meine Briefe enthielten hingegen fast durchweg heiter geschriebene Beichte von Rehren, die ich in Begleitung meiner Angehörigen unternommen hatte; das mir entgegengebrachte Vertrauen erwiderte ich, indem ich ihr dann und wann vorlog von Eindrücken, die ich auf einen alten amerikanischen Erbontel, einen Lientenant oder zur Abwechslung auch Mal auf einen Doktor gemacht haben wollte.

Später beim Durchlesen unserer Korrespondenz habe ich mich oft gewundert, daß Frieda mir gegenüber nie argwöhnisch war und niemals einen Mann in mir vermuthet hat. Aber es mag daher gekommen sein, daß ich durch stetes Beisammensein mit meiner Schwester von frühester Jugend an gelernt habe, mich ganz in das Fühlen und Denken eines jungen Mädchens hinein zu versetzen.

Auch eine Wette waren wir Beide eingegangen, niemals zu heirathen, Föndern alte Jungfern zu werden. Wer die Wette verlöre, sollte hundert Mark in eine bestimmte Armenkassa bezahlen. Die tollste Schwulst bereitere mir eines Tages aber ein Brief, in dem mir Frieda anzeigte, daß sie mit ihrem Vater nach Leipzig zu einem Professor beordert wäre, woselbst der Herr Papa sich einer größeren Operation unterziehen müsse; sie freute sich ganz unbeding, ihre geliebte Gertrud, die sie ja nur durch ihre Briefe und die Photographie kenne, nun endlich von Angesicht zu Angesicht zu begrüßen. Wie gesagt, war mir, der ich mittlerweile Referendar mit dem Sitz in Leipzig geworden, dieser Brief äußerst fatal, aber es mußten Mittel und Wege gefunden werden, der Frieda auszuweichen. Demzufolge schrieb ich dann als Gertrud tiefbetrübt aus Straßburg, daß ihr der Brief nach Straßburg nachgeschickt wäre, wo sie sich auf längere Zeit mit ihren Eltern bei Verwandten aufhalte und leider durchaus nicht fort könne. Die Wohnung in Leipzig sei zugeschlossen, aber ihr Bruder, der Referendar Gustav Winter, wäre zurückgeblieben und wohne in der K-Zstraße Nr. 3. Sie werde noch heute an ihn schreiben; derselbe würde sich dann pünktlich am Bahnhof einfänden, wie er überhaupt ganz sicherlich seine freie Zeit stets den Beiden zur Verfügung stellen werde.

Nun war der Augenblick da, wo ich Auge in Auge meiner Kränzchen-Schwester gegenüberstand, so ganz wohl dabei zu Muth war mir nicht. Höflich den tadellosen Zylinder lösend, stellte ich mich dem Baron und seiner Tochter als Bruder der Gertrud vor und bedauerte nochmals lebhaft, daß sie der weiten Entfernung wegen nicht hatte gegenwärtig sein können. Ich sorgte für ein gutes, ruhiges Hotel in der Nähe des Professors und war nach Kräften bemüht, Beiden den Aufenthalt möglichst angenehm zu machen. Wir besuchten der Reihe nach Bonorand, Theater, Zirkus und was es sonst Sehenswerthes gab. Frieda war noch bei weitem schöner, wie man das nach ihrer Photographie hätte annehmen können, von einer fesselnden Anmuth und verblüffenden Heiterkeit, mit der sie ihren Vater wie mich stets anzustechen mußte, dabei trug sie sich in ihrer Kleidung einfach, aber äußerst elegant, sodaß wir aufstehen, wo immer wir uns sehen ließen. Sie gefiel mir von Stunde zu Stunde mehr und es ist wohl nicht zuviel gesagt, daß mich Vater wie Tochter auch nicht ungern sahen, wen hätten sie auch sonst gehabt? Um so trauriger war ich daher, als mir eines Tages der Baron eröffnete, daß er aus der ärztlichen Behandlung entlassen sei und die Erlaubniß erhalten habe, nach Hause zurückzukehren. Bald darauf fuhren sie ab und ich ward eindringlichst aufgefordert, sie recht bald zu besuchen; vor Allem schien es mir, als ob Frieda meine Hand länger, wie sonst wohl üblich, festhielt — natürlich wurden mir auch noch viele Grüße an die abwesende Gertrud aufgetragen.

Nach einiger Zeit ward dann der Briefwechsel wieder aufgenommen, ja noch mehr, ich korrespondirte mit Frieda als Referendar mit meiner ungünstigsten energischen und als Gertrud mit meiner weiblich verstellten Handschrift. Unterdessen hatte ich einen Ungarn kennen gelernt, der mit seiner Nationalkapelle die größeren Städte Deutschlands ständig durchzog. Da mich dieser wiederholt schon gebeten, ihn mal in seiner Heimath aufzusuchen, so griff ich in den Ferien rasch zu und leistete seiner Einladung Folge. Von vornherein hatte ich mir dabei vorgenommen, einige Tage meines Urlaubs auf dem Schlosse von Frieda's Eltern zu verbringen. Ueber den Aufenthalt bei meinem musikalischen ungarischen Freund will ich kurz hinweggehen und nur bemerken, daß ich es bei ihm nicht länger als drei Tage ausgehalten habe, die Sehnsucht nach Frieda trieb mich, an sie wiederum als Referendar einen Brief zu richten, und mich für den nächsten Tag bei ihnen anzumelden.

Den Empfang, den man mir bei meiner Ankunft bereitete, war ein unerwartet herzlicher. Die ganze Familie war zu Wagen zur Bahn gekommen, mich abzuholen, vor Allen war Frieda erfreut. Sie erzählte mir in ihrer lustigen Art und Weise, daß Gertrud aus Straßburg geschrieben hätte, (ein Brief, den ich eigenhändig angefertigt und in den dortigen Briefkasten hatte praktiziren lassen) und daß man mich nur nicht zu lange dabehalten sollte. Die ganze Geschichte fing jetzt an, bedenklich zu werden, ich hatte den festen Boden unter den Füßen aufgegeben, und mich der Gefahr ausgesetzt, nun hieß es, doppelt aufmerksam zu Werke zu gehen und vor Allem nichts zu überstürzen.

Bei der Einfahrt zum alterthümlichen, prächtig erhaltenen Schlosse fiel mir der bekränzte Thorweg auf; Alles mir zu Ehren, es sollte noch besser kommen. Die ganze Familie ließ mich stets fühlen, daß sie alle Ursache habe, sich mir

für die seiner Zeit in Leipzig bewiesene Aufopferung dankbar zu zeigen, und das erleichterte mir von vornherein meine Position im Hause des Barons wesentlich. Da ich ziemlich spät angekommen war, so gingen wir bald nach eingedonnenem Abendessen zur Ruhe. Lange fand ich keinen Schlaf, sah zum Fenster hinaus auf die friedliche schlummernde Landschaft und legte mir so ungefähr meinen Plan zurecht.

Am anderen Morgen litt es mich nicht länger im dumpfen Zimmer, ich stand zeitig auf und machte meinen ersten Refugnoszirungs-Morgenpaziergang durch den Garten. War es Zufall oder Ideen-Assoziation, genug, um ein blühendes Rondel liegend traf ich Frieda im reizenden Morgenroth, emsig Blumen zu einem Strauß pflückend. Ohne jede Spur von Verlegenheit kam sie mir entgegen, fragte mich, wie ich geschlafen und was ich geträumt habe, denn das gehe in Erfüllung. Da mußte ich nun gestehen, daß ich nichts geträumt und im Gegentheil geschlafen habe wie ein Murmeltier nach den Strapazen der Reife. Lachend führte sie mich darauf herum durch Garten und Schloß. Dasselbe, nach ihrer Angabe um 1700 vom Jesuiten-Orden erbaut, war mit wildem Weine, Ephen und Fliedertrauben so dicht bewachsen, daß oft nur mit Mühe die Fenster freizuhalten waren. Ringsherum zog sich der Park mit großem schilfbewachsenen Teich, — in der That ein selten schönes Besitztum. Auch durch die Ställe und Scheunen mußte ich mit und durfte andächtig die Pferde, das Rindvieh, Schafe, Schweine und Kaninchen bewundern, ebenso wurde mir unter den Kägen das Prachtexemplar, das mir zu Ehren „Gelweiß“ getauft war, vorgeföhlt.

Als wir uns Alle um den Frühstückstisch versammelt hatten, wurde das Programm für den Tag festgesetzt. Da der Herr Baron wußte, daß ich leidenschaftlicher Reiter bin, so bat er mich nach dem Frühstück, zunächst mit ihm ein paar Stunden auszureiten, um mir dabei gleich die Hauptsache meines Besites zu zeigen. Als die Pferde vorgeführt wurden und wir Beide Abschied nahmen, merkte ich es dem traurig hängenden Köpfchen Frieda's wohl an, daß sie gar zu gern mitgemacht hätte, aber sie mußte für diesmal daheim bleiben, nachdem ihr versprochen war, daß sie das nächste Mal mit mir dann allein ansreiten dürfte. Es war noch früh am Tage und angenehme Temperatur, obwohl der Tag heiß zu werden versprach. Wir ritten durch Felder, die mit Weizen, Mais, Flachs, Hanf und Tabak bebaut waren, überall ehrfurchtsvoll begrüßt von den Feldarbeitern. Der Baron war sehr aufgeräumt und hatte mit mir große Pläne vor, sprach auch von Besuchen, die sie mit mir machen wollten, woraus ich schloß, daß man nicht die Absicht hatte, mich sobald wieder fortzulassen. Wir waren doch länger wie vermuthet ausgeblieben und trafen ziemlich hungrig gerade zum Mittagessen erst wieder auf dem Schlosse ein. Für den Nachmittag hatte sich Besuch angemeldet, der nicht lange auf sich warten ließ; mehrere befreundete Gutsbesitzerfamilien aus der Umgegend, alle mit durchaus schönen Töchtern und mehreren Söhnen, sodaß eine große Gesellschaft beisammen war. Nachdem wir uns genügsam mit Lawn-Tennis die Zeit vertrieben, nahmen wir, dabei ermüdet, einige Erfrischungen zu uns und gingen dann zu den mit Recht so beliebten Pfänder-spielen über. Wie wohl überall so war auch hier beim Auslosen der Pfänder das Küße-Geben und -Nehmen die Hauptsache. In Deutschland schämen sich ja die kleinen Mädchen meist und es muß immer erst ein beheiztes Kind dabei sein, das den Anfang macht, dann geht es ganz von selbst. Anders im Ungarland, denn ich ward bald Zeuge, wie sich Alles, Männlein wie Weiblein, ohne jede Prüderie, unentwegt abküzte. Frieda war die einzige, die mir die Gunst kurz abschlug. Als ich sie dennoch an mich ziehen wollte, fränkte sie sich und machte sich eilends los, mir zuflüsternd: „Nicht hier vor dem vielen Besuch.“ Nachher reichete man Zigaretten und noch niemals habe ich Damen und Herren so einträchtiglich rauchend und plaudernd bei einander sitzen gesehen. Im Hintergrunde des freien Platzes hatte sich unterdessen das Gesinde aufgestellt, das neugierig unserem Treiben zusah. Auf einen Wink des Barons traten die Leute furchtlos näher mit ihren Tamborika- und Harmonika-Instrumenten und begannen nun ihre anziehenden oft schwermüthigen Weisen zu spielen. Lange blieb es jedoch nicht beim Spiel, bald geriethen Füße wie Füßchen in rhythmische Bewegung und der beliebte Kolotanz trat in seine Rechte — als ich mich umsah, stand ich allein, Herrschaft wie Gesinde hatte dem Reize mitzutanzten nicht länger widerstehen können. Zum Schluß des äußerst genussreichen Tages wurde noch die Lieblingsspeise „Kukuruz“ aufgetragen, man nahm Abschied und jeder suchte sein Lager auf.

Wie auf Verabredung traf ich mich am anderen Morgen mit Frieda im Garten bei den Blumen. Da wir allein waren, so erinnerte ich sie jetzt an den mir versprochenen Kuß und sie, wohl wissend, daß ein Entweichen unmöglich sei, mußte sich's schon gefallen lassen, daß ich die Zinsen nahm.

Die nun kommenden Tage eilten wie im Fluge vorüber, ohne daß ich meinem Ziele wesentlich näher gerückt wäre. Von einem kurzen Aufenthalt in Bieu zum Blumenorso mit der Familie des Barons aufs Schloß zurückgekehrt, sah ich ein, daß das mit Frieda auf die Dauer nicht so gehen konnte, ich mußte nun endlich mich erklären und das ganze Lügengewebe enthüllen. Da-zu sollte mir der nächste Morgen Gelegenheit geben, denn Frieda und ich hatten beschlossen, mal allein auszureiten. Als wir schon eine ganze Weile wohlge-muth mit unsern Pferden getraubt waren, stießen wir plötzlich am Wege auf ein altes Weib — eine Zigennerin. Schon wollte ich, einem Impuls folgend, im weiten Bogen an ihr vorbeireiten, als ich zu meinem Entsetzen gewahrte, daß Frieda direkt auf sie zuhielt. Unter vielen Bücklingen näherte sich die häßliche Alte und begann auf einige kroatische Worte meiner Nachbarin hin, dieser auch in kroatischer Sprache aus den Linien der Hand zu weisagen. Niemals habe ich in Erfahrung gebracht, was die Zigennerin prophezeite, nur konnte ich konstatiren, daß Frieda allmählich immer ruhiger und nachdenklicher ward; ich hatte von vornherein ganz enthielt abgelehnt, mir auch wahrzagen zu lassen.

Mittlerweile war es Frühstückszeit geworden und ein größeres schattenspendendes Gehölz hatte uns aufgenommen, als Frieda meinte, daß es Zeit wäre, den mitgebrachten Proviant zu verzehren. Wir banden die Pferde an und ließen uns Beide auf einem schwellenden Moosabhang nieder. Wir war die Kette wie zugeschnürt, keinen Bissen hätte ich hinunterzuschlingen vermocht, während meine Partnerin munter in das mitgebrachte Butterbrod hineinbiß. Ganz glücklich war freilich die Zeit nicht gewählt, aber ich hielt es nicht länger mehr aus und erklärte mich.

Ich sprach von dem unauslöschlichen Eindruck, den sie seit der ersten Begegnung in mir hervorgerufen habe und führte aus, daß ich überhaupt mit

der festen Absicht auf das Schloß gekommen sei, um es nur als glücklicher Bräutigam wieder zu verlassen. Bei der Frage, ob sie denn für alle Ewigkeit mir angehören wolle, voll Hoffnung zu ihr aufblickend, sah ich sie hilflos neben mir sitzen, während dicke Thränen auf das im Schooße ruhende Butterbrod herabrollten. Dann kam plötzlich Leben in sie und das Butterbrod achtlos zur Seite schiebend, warf sie sich in meine ausgebreiteten Arme und sank schluchzend an meine Brust. Mund fand sich zum Munde und auch sie fand, daß sie mir schon längst gut sei. Wir beschloßen, wenn nach Hause zurückgekehrt, gleich die Eltern um ihren Segen zu bitten und waren sicher, daß sie uns denselben mit Freuden geben würden.

„Und was wird erst Deine Schwester Gertrud sagen, wenn sie von unsrer Verlobung hört?“

Wie ein eisalter Wasserstrahl überliefen mich diese Worte, ich fand wohl kaum rechtzeitig die passende Antwort. Allein, das Gespräch war nun einmal auf die Gertrud gebracht, ich brauchte wenigstens nicht so ganz unvermittelt von ihr zu beginnen.

Zunächst hielt sie mein Bekenntniß, das es gar keine Gertrud gäbe und daß ich selbst immer alle Briefe geschrieben, für einen Scherz und erst als ich immer eindringlicher auf sie einsprach und mich zu entschuldigen suchte, ward sie ernster und schließlich ganz entrüstet über das frevelhafte Spiel, das ich mit ihr getrieben. Nachdem sie sich gehörig ausgeweint, ging sie, ohne mich auch nur eines Blickes zu würdigen, direkt auf ihr Pferd zu, bestieg dasselbe, setzte es in die schnellste Gangart und ließ mich verblüfft zurück. Bald hatte ich sie eingeholt, aber allen meinen Bitten, mir zu verzeihen oder mich weiter anzuhören, setzte sie energisches Schweigen entgegen und erst, als das Schloß in Sicht kam, theilte sie mir kurz mit, daß sie mir am andern Morgen ihre Antwort geben wolle. Trotzdem sie sich den ganzen Tag über meisterhaft benahm und oft sogar sich bemühte, recht ausgelassen zu sein, so merkten doch ihre Eltern, daß zwischen uns etwas vorgefallen sein mußte. Nach dem Diner, als Alles ein kurzes Mittagschlälchen machte, gelang es mir, ein Briefchen unter Friedas Zimmerthür durchzustechen, worin ich sie

nochmals herzlichst um Verzeihung bat und sie gleichzeitig warnte, voreilig einen Entschluß zu fassen. Der Brief endete: „Ueberlege, ob ein Mann, der sich so in die Gefühle eines Weibes hineinendenken und solche Briefe schreiben kann, wirklich ein schlechter Kerl ist.“ Nachmittags und Abends „schmitt“ sie mich und nur beim „Gute Nacht“-Sagen schien es mir, als ob sie ein wenig gelächelt hätte; ich war heilfroh, daß mich der Baron nicht wegen unseres veränderten Wesens befragt hatte.

Am andern Morgen war ich der erste bei den Blumen, Frieda ließ mich arg lange warten. Endlich kam sie und brachte mir Verzeihung, wie ich es auch nicht anders erhofft hatte. „Und dann“ mußte die Zigeunerin am vergangenen Tage so etwas von Lust und Leid junger Liebe prophezeit haben und das durfte doch unmöglich in Erfüllung gehen und dann schämte sie sich ein wenig, „und dann“ hatte sie mich doch zu lieb, „und dann“ mußten wir die Bette, nicht zu heirathen, doch Beide verlieren.

So ganz unerwartet kam unsere Verlobung eigentlich Keinem mehr auf dem Schloß; die Sache vom Referendar als Kränzschwester erfuhren die Eltern allerdings erst viel später. Ich kehrte nach Hause zurück, „baute“ in Berlin bald darauf meinen Assessor und dann fand die Hochzeit in Ungarn statt. Wir sind jetzt nun bereits acht Jahre verheirathet und die Herren werden wissen, daß wir glücklich und zufrieden sind und daß es auch fernhin so bleiben möge, daraufhin, meine Herren, sowie auf fernere Freundschaft lassen Sie uns den Rest der Bowle austrinken.“

Schon lange bevor der Assessor geendet, war außerhalb des Lichtkreises unserer Jasminlaube eine weibliche Gestalt aufgetaucht und lauschend regungslos stehen geblieben; ich wußte, es war die Frau Assessor. Jetzt nun, als die Männer sich anschickten, auf das Wohl ihrer Familie zu trinken, trat sie schnell aus dem Dunkel hervor, und ihren Mann, unbekümmert um uns, umhalsend und mit ihm trinkend, sagte sie: „Du böser Lieber, hast es also doch nicht auf dem Herzen behalten können, ich wußte es ja längst. Nun, Mitternacht ist aber schon lange vorüber, eilen wir, daß wir heim kommen.“

* **Ueber Indianersprachen** schreibt die in St. Louis erscheinende „Westl. Post“: Es dürfte kaum allgemein bekannt sein, allein es ist nichtsdestoweniger eine Thatsache, daß es in Nordamerika, nördlich vom Rio Grande, nicht weniger als 55 Indianersprachen giebt, die von einander so grundverschieden sind, wie deutsch und chinesisch, und welche in über 500 Dialekten gesprochen werden. In mehr als der Hälfte dieser Dialekte sind Bücher gedruckt worden, von denen die vollständigste Kollektion sich im Besitze des Ethnologen James C. Pilling in Washington befinden dürfte. Nach dem Dasirhalten von Gelehrten ist in Amerika das erste Buch um das Jahr 1539 in der Stadt Mexiko in der „Nahuatl“-Sprache gedruckt worden; daß die erste amerikanische Bibel in einer Indianersprache hergestellt war, ist bekannt. Es ist das die berühmte Eliot-Bibel, von welcher das neue Testament zu Cambridge im Jahre 1661 erschien, während das alte Testament um zwei Jahre später vollendet wurde. Von dieser Bibel wurden nur 40 Abdrücke gemacht und ein gut erhaltenes Exemplar wird heute mit 2000 Dollar bezahlt. Im Uebrigen wird die Sprache, in welcher die Eliot-Bibel gedruckt wurde, heute nicht mehr gesprochen. Westlich von den Rocky Mountains wurde im Jahre 1839 das erste Buch in der Sprache der Nez Perce gedruckt; dies war ein Lesebuch für Indianerkinder, es wurde auf einer Presse hergestellt, die Missionare von den Hawaii-Inseln nach Clearwater, Idaho, gebracht hatten. Das erste Buch in der Siouxsprache war ein Lexikon, das Werk der Bundesoffiziere Hayde und Starring. Den Winter des Jahres 1866 mußten beide im Fort Laramie, Dakota, zubringen, und um sich die entseglische Langeweile zu vertreiben, unternahmen sie die mühsame Arbeit unter der Mitwirkung eines Dolmetschers und mehrerer intelligenter Indianer. Soldaten des Forts dienten als Schriftsetzer, und auf einer plumpen Handpresse wurden fünfzig Exemplare gedruckt, von denen nur noch zwei existiren. Ein Halbblut-Cherokee namens Le-quah-uy ist der Erfinder des Alphabets oder vielmehr der Silbenzeichen der Sprache dieses Stammes. Er fand, daß sie 68 Silbenlaute hatte, und diese stellte er dar mit eigens erfundenen Zeichen, sowie mit umgekehrten Buchstaben der englischen Sprache. Dieses System ist heute unter den Cherokees allgemein im Gebrauch und so leicht zu lernen, daß ein Cherokeekind es sich in höchstens drei Monaten aneignet. Bücher und Zeitungen werden in ihm gedruckt. Im Jahre 1840 stellte der unter den Cree-Indianern als Missionar wirkende Rev. James Evans ein verbessertes phonetisches System her, dessen Zeichen aus Kreisen, Quadraten und Theilen von ihnen bestanden. Mit vieler Mühe schnitzte Rev. Evans die Zeichen aus Holz und goß sie dann aus dem Blei von Theefisten, das ihm die Beamten der Hudson Bay Company geschickt hatten. Mit einigen Aenderungen ist dieses System heute nicht nur bei den Cree, sondern bei zahlreichen anderen Stämmen des Nordwestens im Gebrauche. „Chinook“ ist wohl der merkwürdigste Jargon, der in dem dünn besiedelten Nordwesten bis Alaska als allgemeine Verkehrssprache dient; ein halbes Duzend verschiedener Indianersprachen und Fragmente von Englisch, Französisch sowie Deutsch haben die Elemente für dieses Räuberwelsch geliefert. Ein französischer Priester in Kamloops, British-Kolumbien, der als Missionar in einem Territorium von mehr als 500 Quadratmeilen Größe wirkt, veröffentlicht ein Drittel seiner Zeitung „Waswa“ (Christ) in diesem Jargon; für die beiden anderen Drittel benutzt er stenographische Zeichen und Englisch. Die Zeitung, die auf blauem, weißem, gelbem, grünem u. s. w. Papier gedruckt wird, enthält Neuigkeiten aus dem Missionen und Ansiedlungen, Predigten, Gebete u. s. w. und wird von dem Priester unentgeltlich vertheilt. Die ersten Anfänge des „Chinook“ werden auf die Abenteuerer Lewis und Clark zurückgeführt, welche die ersten Weißen waren, die die Pacificküste besuchten, und denen später die Männer von Jacob Astors Pelzkompanie folgten. An zwanzig Indianerstämme, deren Sprachen von einander grundverschieden sind, und alle Händler bedienen sich dieses Jargons. Die Weißen werden darin in „Woh-hars“ und „Goddams“ getheilt, und zwar bezeichnet das erste Wort Fuhrlente und das letzte Gentlemen; eine allgemeine Bezeichnung für einen Weißen ist „Boston“. Der Ethnologe Pilling, der bereits eine Anzahl von Werken über Indianer-

sprachen in den Vereinigten Staaten und Kanada veröffentlicht hat, arbeite zur Zeit an einem Buche über die Navatsprache.

* **Papierne Telegraphenpfähle** sind das neueste Ereigniß der Papierindustrie. Um denselben die nöthige Härte zu verleihen, wird der Brei mit Borax, Salz und anderen Substanzen vermischt und dann zu hohlen Zylindern gepreßt. Die neuen Pfähle sollen manche Vortheile bieten. Sie sind nicht nur bedeutend leichter als Holz, sondern sollen außerdem auch eine größere Widerstandskraft gegen atmosphärische Einflüsse haben.

* **Kondensirung von Bier.** Eine Fachzeitung des Bierbrauergewerbes berichtet, daß in Petersburg eine Gesellschaft in der Bildung begriffen ist, welche ein großes Etablissement zur Erzeugung kondensirten Bieres zu errichten beabsichtigt. Hierüber verlautet, daß der bereits vor einigen Jahren unternommene Versuch, das Bier nach Art der Milch einem Kondensirungsprozeß zu unterziehen, sehr günstige Resultate zu Tage gefördert, und neuerliche Versuche, welche das jetzt an die Ausführung schreitende Konsortium gemacht, hätten angeblich dargethan, daß auch ein nicht völlig ausgegohrenes Bier kondensirt werden könne. Am besten eigne sich jedoch hierfür nicht das Schultheiß- oder ein anderes Berliner Bier, sondern das als Getränk in Rußland zum Verkaufe gelangende Bier. Der Kondensirungsprozeß geht in ganz einfacher Weise vor sich. Das Bier wird im luftleeren Raume so lange ausgedunstet, bis es die Dichtigkeit einer melasseartigen Substanz erhält, worauf die dabei ausgeschiedenen Alkohol- und Wasserdünste in besonderen mit dem Kondensationsapparate in Verbindung stehenden Rezipienten (dem die Dünste aufnehmenden Gefäße) kondensirt werden. Das auf solche Weise behandelte Getränk vermindert seinen Umfang um das Zwölfwache und erlangt in Folge Beseitigung der Gährung durch die Erhitzung die Fähigkeit, sich lange Zeit zu konserviren, und zwar bei sehr verschiedenartigen klimatischen Verhältnissen und Temperaturen. Zu dem kondensirten Biere wird der aus demselben geschiedene reine Alkohol gemischt, und um es als Getränk genießbar zu machen, wird Wasser und etwas Ferment (zersehbare organische Substanz) hinzugefügt, welsch letzteres eine rasche, aber günstige Gährung bewirkt, und nach zwei Tagen kann das Bier getrunken werden. — Vorstehende Nachrichten sind mit einem gewissen Vorbehalt aufzunehmen, weil man bei der Durchführung des Projekts immerhin auf Schwierigkeiten oder verschiedene Hindernisse stoßen wird.

* **Die Textilindustrie von Damaskus,** die vor Zeiten so hochberühmt war, geht schnellen Schrittes ihrem Verfall entgegen. Vor zehn Jahren beschäftigte sie noch ca. 20 000 Arbeiter, jetzt nur noch wenig mehr als 12 000. Die berühmten Damaskfabrikate werden in Damaskus gar nicht mehr gemacht. Der Rückgang der damascenischen Webindustrie geht mit dem Aufschwung der technisch überlegenen europäischen Industrie Hand in Hand. Es kommt hinzu, daß die bisher von Damaskus versorgten Länder des Orients, die Türkei, Aegypten und andere, entweder ihre Bedürfnisse in Webwaren jetzt selber fabriziren oder sie von Europa beziehen. Endlich fällt noch ins Gewicht der Umstand, daß die höheren Stände im Orient mehr und mehr von der altüblichen Tracht zu europäischen Moden übergehen und mit den früheren Gewändern auch die Stoffe aufgeben, aus denen diese Gewänder hergestellt zu werden pflegen. Die syrische Seidenzucht, welche sonst Damaskus mit ihren Rohstoffen versorgte, sendet letztere jetzt fast sämmtlich nach Frankreich, wo Lyon und Marseille die besten Abnehmer der syrischen Seide sind.

* **Gute Geschäfte sollen in Philadelphia die Uhrmacher machen,** seitdem man daselbst die elektrische Straßenbahn allgemein eingeführt hat, da das daselbst gewählte System ganz besonders die Fähigkeit besitzt, die Taschenuhren der Passagiere zu magnetisiren und in Unordnung zu bringen. Ob ähnliche Erfahrungen schon in anderen Städten mit elektrischen Trambahnen gemacht worden sind, wäre wohl der Erörterung werth, in Philadelphia jedoch soll, wie das Patent- und technische Bureau von Richard Liders in Görlitz schreibt, die Thatsache wirklich erlauft worden sein.